

Unter einem Dach.

Skizze von Betty Mittweyer.

„Denk' dir nur, Mäme: Oberlehrer Winters ziehen in die Etage unter uns, ich bin ganz selig — ich —“

„Na, na, Maus, nur langsam! Ein Glid, daß sie nicht über uns ziehen mit ihren vier Kindern.“

„Ach, nun verdirbst du mir wieder meine ganze Freude, alter Brummbar! Du weißt, ich schwärme für Frau Winter, und die Kinder sind so musterhaft erzogen, daß sie uns nicht im mindesten ähneln werden. Und dann, was werde ich alles durch Verkehr mit Frau Winter profitieren. — Du weißt, mir macht unter Hansel schon genau so schaffen; ich kann nicht annähernd so viel ausgeben, wie Frau Winter die doch auch nur ein Mädchen hat. Nun, ich will recht acht geben, wie sie's anfangt, alles für die Kinder zu arbeiten, immer gut gekleidet zu sein und bei keiner Gesellschaft zu fehlen. Dabei ist das Einkommen ihres Mannes nicht größer als das meine. Wo mit dieser reizenden, fleißigen, geschickten Frau unter einem Dach zu wohnen, bedeutet geradezu ein Glück für uns. Und sie freut sich auch sehr. Ich glaube, sie mag mich auch gern leiden.“

„Das begreif' ich, Schatz! Wer sollte wohl meine reizende kleine Frau nicht leiden können?“

„Schmeichler! Aber nicht wahr, Du theilst nun meine Empfindungen und bist recht nett zu Winters?“

„Wollen sehen! Aus ihm mach' ich mir nicht gerade viel; er sieht immer so griesgrämig drein, daß mich seine Schuler dauern, wenn er auch ein vorzüglicher Lehrer sein soll.“

„Ja! was Mürrisches hat er. Eigentlich unbegreiflich bei dem Mann einer so zuvorkommenden Frau! Also, am 1. Juli ziehst du ein; ich kann's kaum erwarten! Unsere Wohnung ist ja sehr hübsch, aber daß im ganzen Hause Niemand war, mit dem man freundlich verkehren konnte, das war doch ein großer Mangel. Und nur bekommt Hansel Spiegelfahrten, und das ist der größte Vortheil bei der Sache.“

Drei Monate später. Hansel Pech hatte Spiegelfahrten vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Während der Tage des Winter'schen Umzugs schliefen die vier Sprößlinge sogar bei Pech's. Diese kleine Bitte hatte man doch den künftigen Hausgenossen nicht abschlagen können, trotzdem Pech's keine Logierzimmer besaß. Frau Abby war ganz sicher, es ihren kleineren Västern recht behaglich zu machen, aber als Winters endlich fertig eingerichtet waren, da klappte sie vollständig zusammen.

Erst nach Verlauf einer Woche war sie wieder etwas erholt und imstande, sich der neuen Hausgenossen zu freuen. Frau Winter trat auch gleich am ersten Vormittag, als die „liebe Freundin“ wieder auf war, mit ihrem zweiten und dritten Sprößling oben an. „Ich bin gestern ihrem Arzt auf der Treppe begegnet, meine liebe Frau Pech, und hörte zu meiner Freude daß Sie wieder ganz wohl sind. De thut Ihnen gewiß etwas Unterhaltung gut. Wiege und Frischnen sind so gerbei der guten Tante Pech. Wir haben heute Kinderwäsche, und ich muß nachher noch einkaufen zu einer Wesperehung wegen des Wohlthätigkeitsfestes.“

Sie wissen ja, ich singe zwei Lieder. Da wäre mir's lieb, wenn die Kinder heute bei Ihnen bleiben könnten. Nur die beiden; das heißt, Baby darf ich vielleicht gegen Abend ein Stündchen schiden — ich muß unbedingt zu meiner Schneiderin. Anchen nehme ich mit, denn zu sehr möchte ich Ihre Güte nicht in Anspruch nehmen, Liebste.“

Frau Abby hatte nicht die Kraft, abzuweichen; es wäre ja zu unfreundlich gewesen. Und es war so nett, liebe Menschen unter demselben Dach zu wissen! Frau Winter ging niemals, ohne zu versichern: „zu Gegenbesuchen gern bereit, liebste Frau Amtsrichter.“ So mußte es ja sein zwischen guten Freunden und getreuen Nachbarn. Und wer nicht fähig ist, der verdient auch Opfer zu bringen, der verdient eben keine Freunde!

Am Morgen zum Opferbringen fehlte es nicht. Es verging kein Tag, an dem nicht das Mädchen von Winters gegen Mittag gelaufen kam, um irgend etwas zu leihen! (Ein paar Kartoffeln, etwas Reis, nur zwei Eßlöffel voll, einen „Tropfen“ Salaböl, ein Stüchchen Speck, drei, vier Brictets, eine Handvoll Späne.)

Frau Abby erkannte bald den Tritt der „Winna von unten“ schon auf der Treppe und bekam jedesmal ein kleines Schred, denn es war komisch, Frau Winter dachte nur selten daran, die geliebten Sachen wiederzugeben. Die Geschichte lief aber nach und nach ins Geld freilich, daß die liebe Hausgenossin alles im Kopf haben sollte, konnte man eigentlich nicht verlangen, bei vier Kindern, und wo sie alles Pflöb nähte und strickte. Alles? Nun, jede Woche kam eine Pflickfrau für den ganzen Tag. Frau Abby mußte es ganz genau, denn sie mußte jedesmal die Nähmaschine dazu hergeben. Frau Winter bekam ihre, die zur Reparatur gegeben war, durchaus nicht wieder. Wedrigens war das mit der Pflickfrau nur ein Ausnahmeszustand, wie sie versicherte, jetzt nach dem Umzug. Was man erst ganz in Ordnung, dann —

Frau Abby erkannte diesen Zeitpunkt. Dann würden vielleicht auch die Kinder nicht mehr ständig bei ihr liegen. Das hübsche Kinderzimmer sah jetzt stets aus wie eine Kämmerhölle, und von Hansel's Spiegelfahrten war kein Stück mehr heil. Mit der Wohl-erzogenheit war's auch nur so; aber dafür waren's eben Kinder! Hansel

hatte auch seine schwachen Seiten. Die kleinen Winters nahmen auch eine gelegentliche Ermahnung durchaus nicht übel. Aber einen Appetit hatten sie, ganz unglaublich! Selbst wenn sie unmittelbar nach dem Mittagessen herausgepölkert kamen, löste es schon nach ein paar Minuten: „Tante Pech, bitte, gib uns ein Butterbrod, aber mit 'was drauf.“ Einmal mochte Tante Pech den Versuch, sich dieser täglich wiederkehrenden Bitte zu entziehen mit den Worten: „Ich hab' jetzt keinen Augenblick Zeit, geht zu Eurer Mama und holt Euch.“ Da erwiderte die Kellnerin: „Ach, nee, Mutti schläft jetzt, und sie sagt, Tante Pech gibt's Euch ja gern, und sie sagt, Du hast nur einen Hansel und sie hat uns vier, und Du hast deshalb immer Zeit.“

Nur gut, daß ihr Mann das alles nicht so merkte. Sie hüthete sich wohl zu klagen, und sie hoffte immer, es würde sich nach und nach schon manchen ganz von selbst ändern. Anchen kam im Herbst zur Schule, und einmal mußten doch die Nachwehen des Einzuges überwunden sein! Dann wollte sie öfter 'mal ein Stündchen mit der Pflickarbeit zu Frau Winter gehen und ihr abtauchen, wie man's anfangt, eine so treffliche Hausfrau zu sein. Herr Winter machte zum Glück gar keine Ansprüche an den Amtsrichter. Es war überhaupt nicht viel mit ihm anzufangen. Unglaublich, diese feste Trübsalstiene, wenn man eine so vorzügliche, reizende, lebenslustige Frau hat! Das heißt, um ehrlich zu sein, mußte Frau Abby sich gestehen, reizend war Frau Winter eigentlich nur auf der Straße und in Gesellschaft. Zu Hause trug sie fast nur alte zerfällene Socken, und das lebensspürige Lächeln, das sie für Freunde stets bereit hatte, suchte man im Hause vergebens. „Mutti hat schlechte Laune“, das war bei den Kindern stehende Redensart. Gegen Abend brachte Frau Pech meist selbst Baby nach unten, denn wenn ihr Mann in Sicht war mußte für Ruhe gefordert werden. Da wurde sie, falls Frau Winter zu Hause war, fast jedesmal mit denselben Worten empfangen: „Schon? Ist's denn schon so spät? Ich wollte eben noch 'mal anehen, nun kann die Minna 'schlecht plätten, wenn sie Baby auf dem Hals hat.“ „Ach, Liebste, Sie wissen ja gar nicht, was es heißt, von früh bis spät vier um sich zu haben.“

Frau Abby dachte, daß die Sache doch eigentlich umgekehrt sei, daß sie seit Monaten stets 4 bis 5 Kinder zu verwahren hatte, aber sagen konnte sie das natürlich nicht. Frau Winter hielt eben doch viel auf sich. Zwar die Pflickarbeit kam immer noch jeden Mittwoch. Wenn Frau Abby ihre Maschine brachte, mußte sie stets extra darnach schiden. Troß der Pflickarbeit hatten die vier Winter'schen Sprößlinge aber eigentlich nie ganze Sachen an. Nur wenn sie mit Mutti ausgingen, wurden sie fein gemacht. Ebenso erkundigte sich Frau Abby, ob sie ein mal frisch gewaschen ausgeben. Frau Abby erinnerte sich noch sehr gut, wie es ihr imponiert hatte, als Frau Winter früher in Gesellschaft erzählt hatte, daß ihre Vier täglich gebadet und morgens —

Wendts noch extra kalt abgerieben würden.

Frau Abby's Begeisterung für die liebe, reizende, tüchtige Frau Winter wollte nicht mehr recht standhalten, dafür wuchs ihr Mitleid mit dem griesgrämigen Mann. Und sie verstand's vollständig, daß er nicht frohlich dreinschaute, als eines Tages Frau Lydia zu ihr kam mit der Bitte, ihr nur für ein paar Tage 50 Mark zu leihen. Sie müsse notwendig ihrer Schneiderin eine Abschlagszahlung machen, sonst würde sich die an ihren Mann wenden und dann gäb's einen großen Krach.

„Sie haben ja keine Ahnung, meine liebe Frau Amtsrichter, wie man sich behelfen muß; Sie schwimmen natürlich im Gelde.“ Nun, Frau Pech's Schwamm nicht, und da ihr Mann die Klasse habte, war sie nicht in der Lage, 50 Mark herzugeben. Auf diesen Bescheid meinte Frau Winter: „Aber gewiß können Sie mir doch bis morgen mit einer Mark fünfzig ausgeben? Ich kann sonst heute Abend die Pflickarbeit nicht bezahlen, und dann kommt sie nicht wieder. Die Schneiderin muß sich eben gedulden.“

Von dem Tage an sagte Frau Pech nie wieder ein Wort über den „griesgrämigen Herrn Oberlehrer.“

„Du, Mäme“, so hub Frau Abby eines Abends an, „denk' nur, Ingenieur Kolbes werden verheiratet.“

„So? Na, das läßt mich ziemlich kalt, Maus — ich kenne die Leute ja kaum.“

„Ach auch nicht, aber ich kenne die Wohnung von Professor Hübschers her — sie ist reizend, ganz im Freier gelegen, gerade so viel Räume, wie hier. Und das Haus hat nur Parterre und eine Etage, und das Parterre bewohnt die Besitzerin, eine Witwe ohne Kinder. Was meinst du, Alterchen?“

„Oh, das ließe sich überlegen, kleine Frau.“ Der Amtsrichter lächelte spitzbübisch und fuhr fort: „Nur begreif' ich nicht recht, daß du gerade jetzt, wo die liebe, entzückende, tüchtige Frau Winter unter einem Dach mit uns —“

„Still, still, du Spottvogel. Es war ein furchtlicher Irrthum! Weibchen, es ist schade, daß ich diese Erfahrung nicht gemacht habe, als ich noch in der Selekta saß. Da hatten wir mal ein Aufnahmestema: Leicht beieinander wohnen die Gedanken doch hat in Räume stoßen sich die Seelen. So wußte gar nicht, was ich darüber schreiben sollte. Heute wußt' ich's! Und ich krierte sicher 'ne Eins unter den Auffatz!“

Der Flug über den Kanal.

Von Harry Nitsch.

Die Erfolge des Grafen Zepelin und der amerikanischen und französischen Aviatiker hatten die einst befreundeten Familien Schnaars und Rolte in zwei feindliche Parteien getheilt. Montech und Capuletti!

Der ehrwürdige Herr Schnaars mit dem Silberbart schwor auf den Graf Zepelin und wollte von den Spielereien mit gebrechlichen Flugmaschinen nichts wissen. Herr Rolte dagegen, der früher Schlosser war, sich aber jetzt Mechaniker nannte, und Fahrräder baute, war ein überzeugter Anhänger des Flugapparates. Dies umso mehr, als sein ältester Sohn Paul in seiner Mußstunde an einem Flugapparat tüftelte.

Während fast alle Einwohner vor Schreckensvorwürfen an den Differenzen der beiden Familien ihre helle Freude hatten, weinte eine blonde, junge Schiedsverdauerin sich die himmelblauen Augenlein roth und schlachte ein braunlackirtes achtundzwanzigjähriger Schiedsverdauer darüber schlummer wie ein Kölner Schiffbrüchler.

Sie hieß Hilde Schnaars und war die Tochter des Zepelin-Anhänger's er nannte sich Paul Rolte und tüftelte an dem bereits erwähnten Flugapparat. Es war eine Fronte des Schieds, daß Paul, der mit seinem Apparat bereit die Lüste durchziehen wollte, nicht einmal mehr mit seinem blonden Mädchen zusammenstreffen konnte, trotzdem Hilde im Nachbarhause wohnte und alle beide leibhaftig junge Weiber waren.

Aber der ehrwürdige Herr Schnaars hatte geschworen, daß er sein Kind lieber erben würde, als es einem Menschen zu geben, der sich einbildete, die Luft mit einer Spielerei meistern zu können. Die Ererbung war Hilde auch für den Fall angedroht, daß sie es wagen würde, mit jenem Menschen noch ein einziges Wort zu wechseln.

Hilde wußte den Werth und die Nützlichkeit des Geldes wohl zu schätzen. Sie gehörte daher ihrem Vater und wechselte kein einziges Wort mehr mit Paul Rolte. Sie küßten sich deshalb stumm im Schutze der Nacht und sprachen sich auf schriftlichem Wege aus. Verlor's berühmter Flug über den Kanal nur gab ihnen Hoffnung. So standen die Dinge.

Der alte Schnaars sah wieder mal eines Morgens vor seinem Morgenkaffee, als Hilde hereinkam und sich ihrem Vater gegenüber setzte. „Guten Morgen, Papa!“ sagte sie. „Nicht wahr, Papa, er ist doch rüber gekommen?“

„Na ja, wennschon! — antwortete mahnend der Alte, der den geheimen Gedankengang seines Töchterchens verstand — „aber das war doch auch bloß 'ne bodenlose Unerschämtheit.“ Hilde sah den Vater traurig an. Wie schrecklich, daß ihr Papa seine Feindschaft so ungewöhnlich foar auf den unschuldigen Verlor übertrau. „Es war aber doch ein großer Triumph, Papa! Ein weltbewegendes Ereignis!“ stotterte sie schüchtern.

„Hm!“ machte der Alte. Er war ärgerlich, weil er den unbestreitbaren Erfolg der „Spielerei“ nicht wegdübeln konnte, und deshalb sagte er gar nichts. Das machte Hilde wieder Wuth zu einem heimtückischen Angriff: „Wenn doch Paul erst so weit wäre!“ seufzte sie. „Ach Gott!“

„Wie weit denn?“ fragte der Vater. „Er war ganz aeißesabwendend.“ „Aber den Kanal!“ meinte Hilde und sah den Vater, dem sie die ungeheueren Geliebten sprechen durfte. „Der wird gerade rüber kommen!“ erklärte der Vater höhnisch. „Mit dem Kinderdroschke.“

„Er will aber den Versuch machen, den Kanal zu überfliegen“, rief Hilde eifrig und verzagte jede Voricht. „Woher weißt du das denn?“ fragte der Vater mit durchbohrendem Blick und sah ihr prüfend in's hübsche Gesicht. „Von — weißt du —“ stotterte Hilde erschrocken — die — die ganze Stadt spricht davon!“

„Der über'n Kanal!“ höhnte der Vater. „Nur ja kein Gedanke daran. Wenn der über'n Kanal geflogen ist, kannst Du ihn kriegen!“ erklärte er verächtlich. „Wirklich, Vater?“ fragte Hilde mit unterdrücktem Jubel. Sie baute festest auf das Genie ihres Geliebten. „Wenn der über'n Kanal geflogen ist, kannst Du'n kriegen!“ wiederholte der Vater und lachte boshaft. Eine Stunde später kannte Paul Rolte diesen Ausspruch. Und da er ein intelligenter tüchtiger Mensch war, sagte er in derselben Sekunde seinen Plan. —

riefige Niedermaus ausfas. Das Volt brüllte Hurra und Herr Schnaars wie verächtlich aus. Hilde aber zitterte am ganzen Leibe und wurde abwechselnd roth und blaß.

Nach einer halben Stunde waren die Vorbereitungen zu Ende. Paul Rolte bestieg seinen Apparat, ein paar handfeste Männer stiegen ihn ab, und er flog wie ein gewaltiger Vogel langsam, allmählich abwärts gleitend, durch die Lüfte. Nach einer Minute landete der Flieger sanft jenseits des schmalen Wasserfreitens, der die Pfingstweiden von den Feldern trennte. Es war keine hervorragende Leistung, aber die bescheidenen Schiedsverdauer schrien trotzdem Bravo und Hurra und Hilde wunte verklärt mit ihrem Taschentuch. Sie war jetzt noch aufgeregter als vor dem Flug.

„Was es nicht herrlich?“ fragte sie den Vater und zog ihn mit sich fort in die Nähe der Flugmaschine. „Spielerei und Kinder!“ brummte der Alte. „Er kann froh sein, daß er nicht den Hals gebrochen hat.“

„Paul ist aber doch wunderbar geflogen!“ meinte Hilde und wollte noch etwas dazusetzen, als sie durch das Erscheinen eines stattlichen jungen Mannes unterbrochen wurde. Paul Rolte stand vor Herrn Schnaars und hielt ihm freudbetriehend die Hand hin: „Nun bekomme ich das Mädchen, nicht wahr, lieber Herr Schwiegervater?“

Schnaars musterte den jungen Mann, wie man einen eben dem Tollhans Entsprungenen betrachtet. „Sie sind wohl übergeschnappt, lieber Herr?“ fragte er sanft. „Aber Herr Schnaars! Ich erlaube mir, Sie an Ihr Versprechen zu erinnern: Wenn der über'n Kanal geflogen ist, kannst Du'n kriegen! Haben Sie das nicht selbst gesagt?“

„Gewiß!“ bestätigte Schnaars unruhig. Die Sicherheit und Ruhe des jungen Mannes verwirrten ihn. „So bald Sie über den Kanal geflogen sind, löst sich Ihr Eud auch lösen.“ „Aber ich bin doch soeben drüber geflogen, lieber Schwiegervater!“ rief Paul strahlend. „Hier ist der Kanal!“ — er zeigte auf die schmale Wasserstraße, die im Schiedsverdauer Volksmunde „der Kanal“ hieß, und jenseits des Kanals liegt mein Flugapparat.“

Der alte Herr war starr. Blüßlich lach er in schallendem Gelächter aus, denn er hatte viel Sinn für Humor. Er konnte sich gar nicht wieder beruhigen, so daß Hilde ganz ratlos wurde. Endlich kam er wieder zu sich und rief, immer noch lachend: „Ihr Himmelsstrahmenter! Das ist doch zu toll. Na meinetwegen, fliegt rein in's Unglück. Hier habt Ihr meinen Segen. Aber Deine Maschine ist doch nichts, Du kannst meinetwegen 'ne Wiege draus machen. Es ist doch nur Spielerei!“

Tragung eines Schönheitsapostels. Ein außerordentliches Paar wurde dieser Tage in der Zimmereckkirche in der Prenzlauer Allee in Berlin getraut. Der Bräutigam, ein dreißigjähriger Mann, stand vor dem Altar in langer, himmelblauer Toga. Die Braut waren mit Sandalen aus reinem Saffian bekleidet, und von seinem Christushopf wolkten wohlgepflegte blonde Locken bis auf die Schultern. Die Braut trug sich ganz solide, sie hatte ein weißes Brautkleid an und einen Myrthenkranz. Die Kirche war mit geladenen und ungeladenen Hochzeitsgästen überfüllt, die der Trauung beiwohnen wollten. Der Mann heißt mit seinem bürgerlichen Namen Wilhelm Krey und ist von Beruf Drehorgelspieler und „Hoffänger“. Er war früher Schlossergehülfe und verdiente wenig, bis er darauf verfiel, den Spuren „auf's naegels“ zu folgen und die profane Alltagsstadt mit der malerischen Toga zu verlassen. Ein eigentlicher „Naturmenschen“ in Krey nicht. Er schließt die zarten Waden mit Strümpfen, und seine blaue Hochzeitsstoga ist mit weißer Seide gefüttert. Er trägt die antike Traut um ihrer Schönheit willen und hat als Schönheitsapostel ganz Deutschland bereist.

Ein Märtyrer der Wissenschaft. Aus London kommt die Kunde von dem Tode des Gelehrten Harry W. Cor, der durch seine Forschungen und Veruche mit den X-Strahlen bahnbrechend wirkte und nun, nach zwölftägigem qualvollen Leiden, als Märtyrer der Wissenschaft gestorben ist. Cor begann vor etwa fünfzehn Jahren seine Untersuchungen. Die geheimnißvolle X-Strahlen-Hautentzündung brach bereits vor 12 Jahren, und zwar im Gesicht und an den Händen aus, und es gab kein Mittel, des furchtbaren Leidens Herr zu werden oder seine weitere Entwicklung zu verhindern. Aber Cor, der sich über die schreckliche Tragweite dieser Erkrankung keinen falschen Hoffnungen hingab, blieb seinem Ziele treu; unablässig arbeitete er an der Vervollkommnung seines Apparates weiter und setzte seine Forschungen fort. Mehr als 80 Patente hat er im Laufe seiner Beobachtungen aufgenommen: eines von ihnen wurde von entscheidender Tragweite, denn mit dem Apparate wurde es möglich, nicht nur die Lage einer Augel zu erkennen, sondern auch die Tiefe der Wunde genau zu bestimmen. Im südafrikanischen Kriege wurde der Apparat

zum ersten Male praktisch verwendet und bewährte sich vollkommen.

Die Heilkunde hat die Arbeiten des operativen Pioniers der Wissenschaft stets mit dankbarer Anerkennung verfolgt. Vor einer Reihe von Jahren gab Cor vor den Mitgliebrn des königlichen Hauses eine Vorführung, der auch die Prinzessin von Wales und die Prinzessin Maub bewohnten. Der Saal war verdunkelt, als plötzlich unangemeldet ein Herr eintrat. „Würden Sie mir bitte den Fuß halten,“ sagte Cor zu dem Neuanfömmeling, „damit ich der Prinzessin die Nägel in meinem Stiefel zeige.“ Der unbekannte Herr war sofort bereit und hielt den Fuß des Gelehrten, während Cor mit seinem Apparat die Nägel der Sohle in geheimnißvollem bläulichem Schimmer aufleuchten ließ. Erst später erfuhr er, daß der bereitwillige Assistent niemand anders gewesen war, als der König Eduard VII. von England.

Die Hautentzündung, die Cor sich im dritten Jahre seiner Arbeiter zugezogen hatte, nahm mit der Zeit immer gefährlichere Dimensionen an, bis der Forscher schließlich seine Arbeiten völlig einstellen mußte. Er besaß kein Vermögen und war nun hilflos der Noth preisgegeben. Seine Freunde bemühten sich vergeblich, dem verdienstlosen Mann eine Pension auszuwirken, die ihn vor Noth und Armut bewahren sollte; die Auslegung der Rente war unmöglich, man handigte Cor ein, einmalige Unterstützung von 4000 Mark aus. Den Anträgenungen Sir William Tre'oars gelang es schließlich, eine Summe von 52,000 Mark aufzubringen, die dem Lebenden für seine Familie ausgedingt wurde. Er befand sich in der Behandlung der angeschwollenen Kräfte, nicht weniger als drei qualvolle Operationen mußte er erdulden, aber das Fortschreiten der Krankheit war nicht aufzuhalten. Nacheinander waren ihm drei Finger der linken Hand, ein Finger der rechten und schließlich der ganze rechte Arm amputirt worden. Eine schwere Kehloperation erwies sich als nutzlos, man plante bereits einen zweiten Eingriff, über dessen Gefährlichkeit kein Zweifel herrschte. Aber es sollte nicht mehr dazu kommen, das Allgemeinbefinden des Kranken verbündert; den Versuch, und Cor mußte geduldig warten, bis das schreckliche Leiden sein Zerstückt vollständig. Nur 46 Jahre alt ist er geworden.

Ein Brautpaar von 60 Jahren. Aus dem ungarischen Städtchen Braika wird ein gewiß einzig dastehendes Beispiel von bräutlicher Treue und Kindes - Ergebenheit berichtet. Ein Brautpaar, das volle 60 Jahre aufeinander gewartet hat, trat dort kürzlich zum Altar, um endlich Mann und Frau zu werden. Der Bräutigam zählte 85 Jahre, und auch die Braut hatte bereits das achtzigste Lebensjahr überschritten. Als Zwanzigjährige war Maria L. von Joseph St. zum Weibe begehrt worden und verlobte sich mit ihm. Da ihr Vater aber von der Verbindung nichts wissen wollte, schwor sie, nie zu heirathen, solange er lebe. Die ewige Braut, wie man das schöne Mädchen schon nach einem Jahrzehnt der Wartezeit nannte, ahnte jedenfalls nicht, daß ihre Kusdauer auf eine so harte Probe gestellt werden würde. Der harttherige Vater erreichte ein Alter von 113 Jahren! Jetzt erst segnet er das Reittide, und eine Woche später ließ sich das greise Brautpaar traun.

Ja, — aber wo? „A. — Da geht der Bantier Gültig. Der ist doch wirklich im Handumdrehen ein reicher Mann geworden.“

B. — Jawohl und ich bin einer von denen, in deren Taschen er keine Kaut umgedreht hat.“

Ein Fratitus. Sie (sehr nervös): „Ach, ich bin heute Abend gar nicht „Ich selbst!““

Er (geht zur Thür und legt den Hut auf). „Du willst doch nicht etwa fortgehen?“

Er: „Du bist nicht „Du selbst!““



R a n (zum Gatten): „Was du immer für böse Wige über mein Eingen machst, — heute lang ich bei offenem Fenster, da bleiben zwei Herren eine ganze Weile stehen.“

G a t t e: „Die werden halt vom Zierdauwoclein gewesen sein!“



Schneider: „Bitte, wohnt hier ein Schauspieler — ein gewisser Kowenber?“

Zimmerfrau: „Na, wenn S von dem was zu kriegen haben — dann ist's schon ein ungewöhnlich!“

Im Klub der Dicken. Nächtmittag: „Dein Antrag ist abgelehnt worden?“

„Was sagte die Frau Gräfin zu der Nachricht?“

„Erst wurde sie wachschleich, und dann so feuerroth, daß das Wachs schmolz.“

„Kaiernendobfollene.“

„Feldweibel: „Sie Müller, wenn Sie glauben, als Einjähriger das Recht zu haben, geschiedlich zu sein als ich, so treten Sie sich gewaltig!““

„Nun, Mädchen, was saast Du zu meinem neuen Hut? Ist er nicht tip-top?“

„Ein — ich finde ihn mehr „Top.““

„Zu spät.“

„Hat sich das Geldstück wiedergefunden, das Ihr Junge verschluckt hatte?“

„Ja, aber leider zu spät.“

„Ach, das Kind ist doch nicht etwa gefordert?“

„Nein; aber das Geldstück war inzwischen außer Kurs gesetzt worden.“

Bei Fratitus. Kommerzienrath: „Dort auf dem Teppich liegt schon wieder ein Geldstück; soll ich etwa auch im Sclau Papierkörbe aufstellen lassen?“

Ginberthunor. Hildchen steht mit ihrer Puppe vor dem großen Spiegel und entbedt darin ein niedliches Mädchen, das ebenföhlige Puppe hat. Nachdem sich Hildchen ihr hübsches vis-a-vis lange wohlgefällig betrachtet hat, fällt ihr ein wichtiges Geschäft ein und sie wendet sich ab, indem sie zu dem Mädchen im Spiegel sagt: „Wart bissehl, komm gleich wieder!“ Als sie nach zehn Minuten wirklich wieder kommt, schlägt sie vor Freude die Händchen zusammen und ruf: „Siehste, bistest noch da!“

Ein Onkel will seiner kleinen Nichte eine große Freude machen und sie in ein Warenhaus führen. „Sieh“, ruft er, vor dem Riesenbau stehend, „sieh, wie schön ist das wunderliche Haus gehen, von dem ich dir neulich erzählte.“ Jedoch die kleine stäubt sich ganz energisch und ruft angstvoll: „Nein, da geh' ich nicht hinein, du hast zu Vatern gesagt, solche Häuser machten kleine Leute taput.“

Annemarequet soll ein neues frommes Liebeslied lernen, in dem die Stelle vorkommt: „G, mache mir das herze rein!“ „G, mach verängstigt fragt sie: „Muttel, haben sie mir's denn rausgemacht?“